

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1877.

III. Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Weihnachten.

Erzählung von W. Kaufsky.

(Fortsetzung.)

Als Fritz mit derselben Vorsicht, mit der er eingetreten, wieder das Zimmer verließ, stieß er auf den kleinen Georg, der zuwartend an die Thüre gelehnt war.

„Ich habe etwas gesehen, ich habe etwas gesehen!“ schrie der allfogleich und paschte in die Händchen.

„Was hast du denn gesehen?“

„Ich habe ein Licht gesehen.“

„Du wirst ihrer gleich mehr sehen, Bursche.“ „Mama,“ rief Fritz der Schwägerin zu, „komm her, jetzt heißt es aufpassen, saperlot, es wird gleich läuten, die Thür wird aufspringen und dann werden wir die Herrlichkeit sehen. Das Christkind ist ja schon drinnen.“

„Komm Mama,“ drängte Georg, „das Christkind ist schon drinnen.“ Auguste löschte die Lampe, was Fritz als ein Zeichen übergroßer Sparsamkeit bezeichnete, dann trat sie, ihren Hansl auf dem Arm, zu den Andern. Da harrten sie denn an der Thür, im Dunklen, aneinander gedrängt, in völliger Stille des Moments, und Alle überkam die gewisse erwartungsvoll feierliche Stimmung. Georg schlug das Herz bis an den Hals und selbst Augustes Herz pochte.

„Jetzt ist das Christkind schon drinnen?“ fragte Georg nach einer Weile mit leiser, unterdrückter Stimme.

„Ja wohl.“

„Wie ist es denn hinein gekommen, Dunkel Fritz?“

„Durch's Fenster.“

„Wie denn durch's Fenster?“

„Es ist auf der Himmelsleiter emporgeschwebt,“ erklärte die Mama in einer poetischen Anwandlung mit einem zarten Flüstern.

„Auf einer Leiter?“ wiederholte Georg, „wie die Lampenanzünder, Mama?“ — In diesem Augenblicke läutete es drinnen. Laut, lustig, langandauernd ertönte das Geklingel. Das hört Rosa sicher, dachte Auguste. Da ward die Thür aufgerissen, und ihnen entgegen strahlte der hell erleuchtete Weihnachtsbaum mit seiner mannigfaltigen Pracht.

Die Kinder wurden vorausgehoben. Auguste folgte, selber aufgeregt und glücklich wie ein Kind. Hansl jubelte laut auf, er streckte die Händchen aus und rief wie besessen „Ah, ah, ah!“ Georg blieb ganz ruhig. Er schien starr vor Ueberraschung. Er hält beide Arme vor sich ausgestreckt und seine kleinen Finger spreizen sich wie in Verwunderung weit auseinander. Ein ganz

leises, tief gezogenes Ah! entringt sich endlich seiner Brust. Seine Augen, diese großen, freudigen Kinderaugen, vermögen sich nicht abzuwenden von dem bunten, herrlich strahlenden Baume. Endlich fällt sein Blick auf die Seite, er bemerkt den Knappen. Da lacht sein ganzes, liebes Gesichtchen, er zeigt mit dem Zeigefinger auf das metamorphosirte Pferd und ruft entzückt: „Mein Schimmel, schwarz angestrichen!“ Alles brach in ein schallendes Gelächter aus. Und draußen in der dunklen Küche steht die Rosel und guckt schon und vorsichtig durch die offene Thür; und wie sie das hört, muß sie ebenfalls lachen, herzlich, unbezwingbar aber doch so leise, damit es ja niemand hören soll. Fritz jedoch hat seine Ohren, es muß ihm etwas aufgefallen sein, und er nähert sich, wenn auch nur rücklings der Thür. Er horcht hinaus.

Der Vater hatte seinen Großen in die Höhe gehoben und ihn wie im Freudenrausch geküßt.

„Das ist doch ein Teufelsjunge!“ rief er der Mutter zu. „Der läßt sich nicht betrügen, der nicht, er hat seinen Schimmel sogleich wieder erkannt.“ „Ich hätte es nicht gedacht,“ rief Auguste noch immer lachend und dabei voll mütterlichen Stolzes auf ihren Erstgeborenen blickend. Dann nahm sie ihrerseits Hans auf den Arm und nun wurde den Kindern der Christbaum von einer gewissen Entfernung und nach allen Seiten gezeigt. „Er sieht wirklich sehr hübsch aus, allerliebste, wunderherrlich!“ riefen abwechselnd die glücklichen Eltern.

„Der unsre ist der hübscheste den ich je gesehen habe,“ meinte Auguste, und dann zu dem kleinen Hans gewendet: „Siehst du die vielen, vielen Lichterle?“ „Und die viele Bäckerei, Georg, was? da gib's etwas für dich zu beißen.“

„Ich möchte gleich beißen, Vater,“ bat Georg in seinem singenden Ton.

„Ein Stückchen kann er ja bekommen, nicht wahr Mutter?“

„Und der Hans auch,“ bejahte diese, und sie nahm ein Biscuit vom Baum und steckte es dem Kleinen in den Mund. Georg sollte sich selbst etwas aussuchen. Er wählte bescheidenweise eine kleine verzuckerte Bregel, er biß sie von dem rothen Bändchen, woran sie aufgehängt war, herunter, verspeiste sie und hing dann mit pedantischer Gewissenhaftigkeit das rothe Bändchen wieder auf den Zweig. Neues Gelächter, neues Entzücken.

„Was das für ein ordnungsliebender Mensch wird,“ rief der Vater. „Er ist ein Musterkind,“ fügte die Mama hinzu.

„Jetzt will ich mit meinem schwarzen Schimmel spielen,“ sagt Georg entschieden, den Armen seines Vaters sich entwindend.

„Das ist jetzt ein Rappe,“ erklärte dieser.

„Ein Rappe, warum denn?“

„Weil er jetzt schwarz geworden ist.“

„Warum ist er denn jetzt schwarz geworden?“

Man hielt es für gut, ihm die Antwort schuldig zu bleiben.

„Ei, die Mama hat auch etwas bekommen!“ winkte Karl, dem Tischchen näher tretend.

„D, ich habe es schon bemerkt,“ lachte Auguste. Und das Christkind hat es gut getroffen, einen solchen Krugan hatte ich mir längst gewünscht, und die Bänder in meiner Lieblingsfarbe himmelblau, das ist zu hübsch.

„Und das hübscheste hast du noch nicht einmal bemerkt,“ versetzte Karl, ein Bändchen, das über das Medaillon geflattert war, hinwegnehmend und nun auf dieses selbst hindeutend.

„Ah!“ rief Auguste entzückt aus, dann trat sie aber erschreckt einen Schritt zurück. „Karl, das ist nicht recht,“ sagte sie vorwurfsvoll.

„D, das geht mich nichts an, dafür kannst du einem Andern Vorwürfe machen, nicht mir, ich habe es noch nicht so weit gebracht, dir so etwas hübsches schenken zu können.“ Er senkte traurig, wie beschämt den Kopf. Gustel flog ihrem Mann an den Hals.

„Du sollst dich nicht darüber grämen, mein Karl, du weißt wie ich darüber denke, du weißt wie glücklich ich an deiner Seite bin, und wenn der,“ sie deutete lächelnd auf Fritz, „nur auch erst für zwei so prächtige Jungen zu sorgen haben wird, dann wird ihm für dergleichen allerliebste Aufmerksamkeiten auch kein Geld mehr übrig bleiben. Sie wendete sich in hurtiger Geschäftigkeit wieder gegen den Tisch und praktizierte mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers zwei Päckchen auf denselben. Uebrigens sehe ich, daß auch er mit einer bescheidenen Gabe bedacht worden ist.“

„Richtig, Fritz, da steht dein Name groß aufgeschrieben.“

„Und hier der deinige, wenn ich nicht irre.“

„Was, ich bekomme auch etwas? Na, hörst du Gustel, und meiner Seel, ich glaube sie hat's getroffen!“ Er hatte mehrere Papiere abgewickelt, bis er der Sache auf den Grund gekommen war.

„Eine Meerschamupspe!“ rief er jetzt triumphirend, „mit einem Bernsteinmündstück.“

„Weib, das ist ja der höchste Luxus.“

„Gustel, Gustel, ich habe dich sehr im Verdacht, daß du heimliche Schätze besitzt, oder daß du das große Loos gewonnen hast.“

„Keines von beiden, Alterchen, aber ich habe gespart.“

„Sie hat gespart! Da, Fritz, sieh dir diesen Sparapostel an,“ lachte Karl, „sie hat gespart! da schreie mir noch einer gegen den alten Schulze-Deilich; aber jetzt kann ich mir auch die magern Suppen und die spärlichen Fleischrationen erklären, die sie mir seit einiger Zeit zugemessen hat. O Gustel! Aber zum Teufel sage mir nur Fritz was bleibst du denn beständig bei der Thüre, als wenn du davor Schildwache stündest?“

„Ich, an der Thüre?“ fragte der Angeredete verwundert, als hätte er das garnicht gewußt.

„Ich — ich habe von hier den schönsten Ueberblick auf den Christbaum.“

„Ach was, Christbaum, darum handelt es sich nicht, du sollst hier dein kleines Geschenk betrachten, komm nur näher!“

„Herzlichen Dank dafür!“ rief Fritz, und er nickte den Seinen freundlich aber etwas verwirrt zu, während er unverändert seinen Platz behauptete, und seine Augen einen ihnen ungewöhlichen, lauernden Ausdruck annahm.

Karl hatte das Paket auseinander geschlagen. „Schau, ein seidenes Halstuch,“ er breitete es auseinander. „Dunkelblau mit weißen Streifen, gerade wie es unsere Becken tragen.“

„D, damit will ich Staat machen, darum werde ich beneidet werden,“ kam es noch immer von der Thüre her.

„Donnerwetter, Fritz, bist du denn an dieser Stelle angewurzelt, so rühre dich doch.“

„Ja, ich —“ sein aufmerksames Ohr hatte in der Küche ein leichtes Knarren des Fußbodens vernommen, das durch die sich entfernenden Schritte der nichts-weniger als ätherischen Gestalt der kleinen Rosa verursacht wurde. „Ah!“ schrie Fritz auf, „ich habe sie!“ und mit einem Sprung war er in der Küche.

„Bist du verrückt, Kerl, was hast du, wen hast du?“

„Eine Wohnungseinschleicherin,“ antwortete Fritz von draußen.

„Ich habe sie erwischt, ich halte sie.“ Und in der That umfaßte er im dunkeln die vermeintliche Spitzbüb'n mit seinen kräftigen Armen und presste sie dergestalt an sich, als wenn er ihr das Wohnungseinschleichen für immer vertreiben wollte. Die arme Rosa war wohl vom Schreck gelähmt, sonst hätte sie sich der Umschlingung ihres Feindes gewiß entzogen, während sie jetzt das Schreckliche lautlos und geduldig über sich ergehen ließ.

Die Eheleute waren ebenfalls herbei geeilt.

„Lasse sie!“ versetzte Auguste, um ihre Freundin ernstlich besorgt. „Lasse sie, es ist ja Rosa!“

Fritz hatte die Bedauernswerthe indeß schon in das Zimmer geführt. „Fräulein Rosa!“ rief er, und er that als wäre er auf's höchste erstaunt als er ihr jetzt bei der hellen Beleuchtung in das Gesicht sah. Er ließ sie rasch und wie erschreckt los. „D, wenn ich das gewußt hätte!“ fügte er in entschuldigendem Ton hinzu, obwohl es recht schelmisch dabei um seinen hübschen Mund zuckte. „Wer hätte das auch gedacht, Fräulein Rosa, daß sie heimlich in anderer Leute Wohnung —“

„Ich — ich — Auguste —“ stotterte das Mädchen, blutroth und wirklich ganz verwirrt.

„Du Narr!“ rief Auguste erboßt, indem sie ihm einen kleinen, freundschaftlichen Rippenstoß versetzte.

„du denn? Ich hatte sie gebeten, der Bescheerung sie wollte durchaus nicht, aber ich drang solange mir versprach für einen Augenblick unbemerkt ein Glück zu sein.“

„Dem sie jetzt, wo sie bemerkt wurde, nicht sogleich wenden darf,“ sagte Karl freundlich und bestimmt.

„Rosa!“ rief ihr Georg von seinem Rappen, auf den er sich rittlings gesetzt hatte, jetzt zu. „Schau, ich habe eine Peitsche und einen Wagen, und eine schöne Puppe habe ich und das hat mir alles das Christkind gebringt.“

„Gebrecht!“ forrigirte der Vater, „und sehen Sie nur, Rosa, wie auch der Hans mit seinem Bippchen zärtlich thut.“ Rosa trat zu den Kindern. Es wäre doch lächerlich gewesen, wenn sie sogleich wieder fortgelaufen wäre. Sie hatte auch bald ihren munteren Ton und die fröhliche Unbefangtheit, die ihr eigen war, wieder erlangt, und sie spielte mit Georg und als er nach der Puppe verlangte, der er bisher aus emharranz der reichesse nicht die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet hatte, setzte sie ihm dieselbe in den Wagen, damit er sie spazieren fahren könne.

Nach Fritz hatte sie sich nicht mehr umgesehen. Jetzt faßte Auguste die Freundin unter den Arm; sie bat sie nun, auch die Geschenke der Großen zu ansehen. Alles wurde noch einmal durchgenommen und bewundert: Augustens Garnitur mit den blauen Schleifen, das Medaillon, die Cigarrenspitze, welche Rosa auf Karl's Verlangen in den Mund steckte, um dann lachend zu versichern, daß sie einen guten Zug habe, endlich konnte sie nicht umhin, auch dem seidenen Halstuch einige Beachtung zu schenken. Sie ließ es einigemal wie prüfend durch ihre Finger gleiten. „Es ist von guter Seide,“ sagte sie mit einer gewissen Wichtigkeit. Fritz stand plötzlich an ihrer Seite, er hatte das entgegengesetzte Ende des Tuches ergriffen. „Ein schwerer Stoff,“ bemerkte er, diesen ebenfalls mit den Fingern prüfend. „Und eine hübsche Farbe,“ setzte sie hinzu.

„D gewiß, sehr hübsch, nur zu sehr in die Augen fallend.“ Rosa dachte, daß dieses tiefe Blau zu seiner bräunlichen Gesichtsfarbe allerdings so gut stimmen würde, daß er damit gar vielen Mädchen in die Augen fallen dürfte, aber sie sagte dies nicht und betrachtete mit gesenkten Augen nur noch aufmerkamer das seidene Gewebe. „Es läßt sich daraus wohl eine hübsche Schleife binden,“ sagte sie dann, gleichsam als das Ergebniß dieser Betrachtungen. „Meinen Sie wirklich, Fräulein Rosa?“ fragte Fritz lebhaft, und er wagte es sie dabei anzusehen. Seine Finger waren unter dem Stoffe den ihrigen so nahe gekommen, daß sie sich berührten.

„Nun, es freut mich wirklich recht sehr, daß das Tuch Ihnen so gut gefällt, Fräulein Rosa, denn es ist mein; es ist Augustus Geschenk.“ Sie ließ ihren Zipfel plötzlich los. „Entschuldigen Sie,“ rief sie erröthend in peinlicher Verlegenheit, „das wußte ich nicht.“

„D, ich bitte, das thut nichts,“ antwortete er eben so verwirrt. „Und wenn es Ihnen Vergnügen macht —“ Er hielt ihr den Zipfel gutmüthig wieder hin. Rosa hustete, ihre Augen schweiften umher, um einen ablenkenden Gegenstand aufzufinden.

„Was bedeutet denn das?“ rief sie erstaunt aus, und ihre Finger wiesen auf einen Zettel, worauf ihr Name geschrieben stand.

„Was bedeutet denn das?“ rief sie erstaunt aus, und ihre Finger wiesen auf einen Zettel, worauf ihr Name geschrieben stand.

Zärtlichkeit nach ihren kleinen runden Händchen, die dies alles zuwege brachten. Gewiß, es war eine Freude, ihr zuzuschauen, aber die Löwen und Elephanten, die früher gar lebhaft waren, die wurden recht langweilig und immer einfüßiger, obwohl Georg beständig ansprach und dem Onkel zurief:

„Du mußt sie brüllen lassen, — hörst du, Onkel Fritz! —

Onkel Fritz, jetzt kommt das Kameel, — aber das darf nicht so ruhig dastehen, das muß springen, aber es muß auch schreien! — Onkel Fritz, du spielst ja nicht mehr mit mir. — da gehe ich fort.“ Und er rutschte sehr beleidigt von den Knien des taubstumm gewordenen Onkel herunter.

(Schluß folgt.)

Konstantinopel.

Von Karl Hannemann.

Die unvergleichliche Lage Konstantinopels bietet dem Beschauer eine bezaubernde Fülle von Reizen dar, an welchen die Vorstädte den größten Antheil haben. Von den Höhen des alten Byzanz kann man mit einem einzigen Blicke die üppigsten Landstriche der beiden mächtigsten Erdtheile umspannen. Die unendliche Fülle von Gaben dieser Natur brachte den Kaiser Justinian auf die Idee, daß die Menschen einen so reizenden Ort nie völlig zerstören und verlassen könnten, und er nannte deshalb Konstantinopel die „ewige Stadt“ (urbs aeterna).

Am nordöstlichen Ufer des goldenen Horns, zwischen der Vorstadt Kassim Pascha und Galata bildet eine Bucht den Hafen der Stadt. Derselbe ist vortrefflich und erstreckt sich in dem Meeresarm, der aus dem Bosphorus in das Festland tritt, beinahe eine Meile lang, und ist von der Vorstadt Eyub bis zum Serail 100—160 Meter, an anderen Stellen aber 500 Meter breit. Er ist äußerst sicher, fast über 1200 Schiffe und ist dem Verschlammen nicht ausgesetzt, da die Strömungen des Bosphorus ihn beständig rein erhalten. In denselben hat die osmanische Flotte ihre Station. Der Bosphorus bietet zugleich eine sehr geräumige Rhede dar. Die fremden Kaufleute haben ihren Sitz meistens zu Galata, auch legen die fränkischen Handelsschiffe meistens bei dieser Vorstadt an.

Von den sechzehn diesseits des Bosphorus liegenden Vorstädten sind im Westen der Stadt: Salkane (Fleischhändler), Zenikapussi (Kerthor), Topdschilar mahalle (Kanonierviertel), Oktadschilar (Zeltausschlägerviertel), Nischandschi-Pascha, Tschomlefschilar (Töpferviertel), Karagech (Schwarzbaum), Süblüdsche (Milchort). Von diesen Vierteln zeichnet sich nur das letztere durch seine anmuthige Lage am Hafen aus. Es enthält außer einigen Medressen und Moscheen die Kasernen der Kumbarschichi und Vaghundschi, die unmittelbar am Hafen liegen.

Die äußerste Nordwestspitze nehmen das von den letzten byzantinischen Kaisern bewohnte Blachernenschloß, das Balat (Judenviertel) und der daneben am Goldenen Horn liegende Fanar (Griechenviertel) ein. Sie bilden die Vorstadt Fanar mahalle, nach dem dort stehenden Leuchtturm (Fanar) genannt. Diese ist durch das Fanar-kapussi (Thor des Leuchtturms) vom Hafen geschieden. Die Bewohner dieser Vorstadt, Fanarioten, sind altadelige Familien von Griechen, die ihren Ursprung hoch aus der Kaiserzeit herleiten. Mohammed II. hatte, nachdem er Konstantinopel erobert, dem griechischen Patriarchen gestattet, sich bei der kleinen Kirche St. Georg anzubauen. Hier siedelten sich seitdem die Reste des alten griechischen Adels an und erhielten sich ihren alten Stolz. Aus ihnen gingen seit 1669 die Dragomans (Dolmetscher) der Porte und seit 1731 viele Hospodare (Fürsten) der Moldau und Walachei hervor. Die Fanarioten haben von den alten Griechen nichts als ihre Fehler und Laster geerbt und gehören unstreitig zu den schlechtesten Einwohnern Konstantinopels. Perfidie, Hinterlist und Feigheit, Schlaueit, Bosheit, Rachsucht und Habgier, das sind die Eigenschaften, durch welche sich die Fanarioten, welche sich Fürsten schimpfen, vor allen auszeichnen. Gewinnucht ist die Triebfeder ihrer Handlungen, Gold ihr Kultus; um dieses zu erlangen, verrathen sie ihre besten Freunde.

Dem Fanar gegenüber, nach dem Hintergrunde des Goldenen Horns zu, also am nördlichen Strande des Hafens, liegt Kassim-Pascha. Diese Vorstadt enthält einen Begräbnißplatz mit vielen Turbehs (Grabmalern), das Tershana (Arsenal), nach Anleitung europäischer Offiziere vortrefflich eingerichtet, Schiffswerften und das Bazar.

Au diese Vorstadt stößt Piali-Pascha mit dem am Goldenen Horn liegenden Admiralsgebäude. Nördlich davon, sich bis Kassim-Pascha erstreckend, liegt Tatawla oder das Thal St. Dimitri mit

einer Unmasse von Schänken, Spielhäusern und Bordellen. Die Bewohner sind verkommene Griechen und Juden von der Karaitensekte. Oberhalb Tatawlas und Kassim-Paschas dehnt sich am Goldenen Horn die große Vorstadt Khasköi (Kammerdorf) aus, von zahlreichen Juden bewohnt. Westlich von hier, am äußersten Ende des Goldenen Hornes, wo die Bäche Barbyfes und Nydaris sich in den Hafen ergießen, ziehen sich die prachtvollen Wiesen Fil Tschiri hin, und die Gegend oder Vorstadt Chiahatthane (die süßen Wasser) beginnt. Sie ist trotz ihrer gesunden und malerischen Lage wenig angebaut; zwischen paradiesischen Thälern, fetten Wiesen, waldbegrenzten Hügeln, anmuthigen Hainen taucht hin und wieder ein einzelnes Haus, der Han eines Khamedschis (Kafetiers) und ein Kiosk auf.

Auf der linken oder südlichen Seite des Goldenen Horn befindet sich die einzige unmittelbar neben Konstantinopel liegende Vorstadt Eyub. Sie ist von dem schon erwähnten Balat nur durch die Stadtmauer getrennt und liegt vis-à-vis von Khasköi. Ihren Namen führt sie von einem Gefährten des Propheten, der hier während der ersten Belagerung der Hauptstadt durch die Mohamedaner 668 getödtet wurde. Mohammed II. errichtete über seinem angebliehen Grabe eine Moschee, in welcher der Sultan beim Regierungsantritt sich mit dem Schwerte Eyub's feierlich umgürtet. Auch der Sandjakscherif — die heilige Fahne des Propheten — wird hier aufbewahrt.

Am Eingange zum Goldenen Horn liegt die von genuesischen Kolonisten im 13. Jahrhundert angelegte und von deren Nachkommen, sowie Griechen, Armeniern und Franken bewohnte große Vorstadt Galata. Im Jahre 1348 erbauten die Genuesen hier einen 46,2 Meter hohen Feuerthurm (Bujukule), bekannt unter dem Namen „Thurm von Galata“, von welchem man eine sehr hübsche Fernsicht über die Stadt und deren Umgegend genießt. Galata hat beinahe eine Stunde im Umfang, enthält ein Lazaristenkloster mit Hospital und eine Erziehungsanstalt. Am Meeresufer ziehen sich große Magazine, Kaufhäuser und Arbeitswerkstätten hin.

Neben Galata befindet sich Topchana (Kanonienlager) mit der großen Landesartilleriekaserne, einem Zeughaus, einer Stüdgießerei, die Kasernen der Topdchi und Top-Arabadschi u. s. w. Von hier aus geschieht die Ueberfahrt nach Konstantinopel. Neben dieser Vorstadt liegt, den Bosphorus hinaufwärts, Fondukli, woselbst sich eine Moschee, ein Lustschloß des Sultans und der sogenannte Melonengarten befanden. Gegenüber von Topchana führt die enge Divansstraße bergauf zu einem mittelmächtig großen Plage, in dessen Mitte ein hübscher, von Achmed III. angelegter Springbrunnen steht. Hier gewahrt man links die sogenannte „Hohe Porte“, welche in das Serail führt, und rechts die majestätische Uja Sofia.

Jenseits Topchanas und an der Nordseite Galatas gelangen wir nach Pera oder Perard Begjoli (Fürstenstraße), vom Böbel das „Schweinequartier“ genannt. Hier ist fast alles europäisch, man glaubt sich in einer italienischen Stadt zu befinden. Pera ist die Frankenstadt, der Winteraufenthalt der fremden Gesandten und ihres durch europäische Reisende vermehrten Gefolges, der Wohnsitz eines katholischen Erzbischofs, der sogenannten Levantiner oder Peroten, des europäischen Detailhandels und Gewerbetreibens. Man hat hier vier katholische Kirchen, viele Gasthöfe, Kreditvereine, zwei deutsche Ressourcen, eine italienische Oper, Theater etc. Ueberhaupt lebt man hier ganz auf europäische Weise und hat nicht nur Gelegenheit, sich allen Vergnügungen hinzugeben — wenn man die dazu erforderlichen Mittel besitzt —, sondern man darf sich auch (und dies ist allen kostenfrei gestattet) an dem wundervollen Panorama erfreuen, welches die Natur hier vorzugsweise darbietet.



Die Nacht im Walde. (Seite 143.)

W. Kuhn



Fr. Lisbaur

Am Mikwestage. (Seite 143.)

27

Blutende Hostien.

In einer Zeit, da die Muttergottes-Erscheinungen in verschiedenen Ländern Europa's geradezu mit einander rivalisiren, da hunderte und tausende gläubiger Christen nach Lourdes, nach Marpingen und andern verwandten Wallfahrtsorten pilgern, in einer Zeit, da bereits auch jedes katholische Land seine eigenen blutschwänzenden Jungfrauen haben will und Louise Lateau durch Konkurrentinnen bedroht wird, mag es am Plage sein, daß auch die Naturforscher von Erscheinungen Notiz nehmen, die früher, im Mittelalter sowohl, wie bis in die neueste Zeit, eine irreführende glaubende Menge zu fanatisiren vermochten und durch Betrüger in's Interesse der Kirche gezogen wurden. Wir registriren an dieser Stelle folgende Thatfachen:

Am 25. Juli dieses Jahres entdeckte ich auf einem drei Tage alten Speisereist (abgekochte Kohlrabi), der aus Versehen im Speisefschrank unbemerkt stehen geblieben, blutrothe, feuchte Flecken, die genau so aussahen, als ob sie von frischem, ungeronnenem Blut herrührten. Die Erscheinung war so täuschend, daß ich im ersten Moment daran dachte, die Köchin zu fragen, auf welchem Wege das „Blut“ auf den alten Kohlrabiabkoch gekommen sei. Indeß bemerkte ich alsbald, daß neben den rothen Flecken auch kleine Erhöhungen von weißlich-gelber Farbe sich vorfanden, welche genau den Glanz und die Gestalt der „blutenden“ Stellen besaßen. Diese weißgelben Flecke waren Fäulnißpilze, oder — wie man sie wissenschaftlich auch zu nennen pflegt — Spaltpilze, Schizomyeten. Sie fanden sich hauptsächlich zahlreich an jenen Stellen, wo das dem Kohlrabiabkoch beigejete Mehl in größeren Klümpchen angehäuft war.

Daß wir es hier mit Fäulnißpilzen zu thun hatten, lehrte uns schon jener spezifische Geruch, den faulende Kohlmassen abgeben. Unter dem Mikroskop löste sich aber die Masse dieser feuchten gelblichweißen Erhöhungen in zahllose kleinste Organismen auf, welche nur bei den stärksten uns zugänglichen Vergrößerungen als scharf umgrenzte kugelige oder eiförmige Zellen erscheinen. Dst begegnet man stäbchenförmigen oder Fortzieherartigen Gestalten, welche aus einer geraden oder schraubig gekrümmten Reihe mehrerer oder vieler Zellen bestehen. Sie sind farblos, wie die viel größeren Wein- oder Bierhefezellen. Liegen sie in faulender, tropfbarflüssiger Substanz, so zeigen sie eine lebhaftige Bewegung. Die kugeligen und eiförmigen Zellen tanzen hin und her und bewegen sich auch von der Stelle, wodurch sie sich leicht von todtten Splitterchen organischer Körper unterscheiden, welche — in Wasser liegend — auch eine tanzende Bewegung (sogenannte Molekular-Bewegung) zeigen, aber nicht von der Stelle zu rücken vermögen. Die stäbchenförmigen Spaltpilze wandern ebenfalls in der Flüssigkeit herum; oft sind zwei oder mehr Stäbchen an den sich berührenden Enden mit einander verbunden; dann machen sie während ihrer Bewegung ganz den Eindruck, als zankten sie sich herum und wollten sie auseinander treten. Außerst zierlich sind die Schraubebewegungen der fortzieherartigen Formen, die häufig in gerader Richtung vorwärts eilen, bis sie auf einen Widerstand stoßen, um sofort ihre Bewegungsrichtung zu ändern.

Alle diese Spaltpilzformen treten überall auf, wo organische Substanzen, gleichviel ob thierischen oder pflanzlichen Ursprungs, in Wasser faulen. Sie gelten heute allgemein als Fäulnißerreger. Manche von ihnen spielen erwiesenermaßen bei ansteckenden Krankheiten eine bedeutende Rolle; ja man betrachtet manche Formen von Spaltpilzen als die sichtbar gewordenen Kontagien und Miasmen, als die Ursachen und übertragbaren Vermittler der Pest, Cholera, der Diptherie und des Typhus, des Milzbrand und der Kroktrankheit, des gelben Fiebers und anderer epidemischer und endemischer Krankheiten.

Eine mikroskopische Probe jener blutroth gefärbten feuchten Erhöhungen zeigte uns ganz dieselben kleinsten Organismen, wie bei gewöhnlichen Fäulnißprozessen: kleine kugelige Zellen, in der Größe und in ihren Bewegungserscheinungen ganz und gar die Spaltpilznatur verrathend. Nur durch die röthliche Farbe scheinen sie sich von der gewöhnlichen Fäulnißhefe zu unterscheiden. Sie sind dem Volumen nach viele hundertmal kleiner als die Hefezellen des Weinmostes oder des Bieres und dürften kaum größer sein, als jene weitverbreiteten kleinsten Fäulniß- und Anstetungspilze, von denen nach Nägeli's Berechnung in lufttrockenem Zustande etwa 30 Billionen erforderlich sind, um das Gewicht von 1 Gramm voll zu machen. Ein einziger Blick durch das stärkste

Mikroskop zeigt uns auf einmal etliche Millionen solcher röthlich schimmernder Spaltpilzchen.

Halten wir das Glasstück, auf welchem diese Wundermonaden der „blutenden Hostien“ zu Hunderttausenden und Milliarden neben einander unter dem Deckgläschen in einem Tröpfchen Wasser liegen, gegen das Licht, so sind wir kaum im Stande, mit unbewaffneten Augen den röthlichen Schimmer dieser unzählbaren Lebewesen wahrzunehmen. Sie sind zu klein, um von unserem Auge wahrgenommen zu werden, wenn sie — in lufttrockenem Zustande — zu Hunderttausenden in der sonnendurchleuchteten Atmosphäre schweben und zu Millionen und Milliarden auf den Flügeln des Windes durch die Lüfte wandern.

Die Vermehrungskraft dieser Monaden grenzt an's Unglaubliche. Wir berühren mit einer feinen Nadelspitze einen „Blut-flecken“ unseres faulenden Kohles und entführen demselben einige tausend Spaltpilzchen. Die Nadelspitze ist kaum röthlich gefärbt; wir führen sie über feuchte, weiße Oblaten hinweg, indem wir diese letzteren kaum berühren. Wir geben der weißen Hostien-substanz einige beliebig gruppirte Nadelstiche und stellen sie in einen feuchten Raum, z. B. in einer kleinen Porzellanschale liegend unter ein umgestürztes Trinkglas. Am nächsten Morgen, nach 12—16 Stunden haben wir „blutende Hostien“ vor uns — an allen Stellen der weißen, feuchtgehaltenen Oblate, welche von der Nadelspitze berührt wurden, die prächtig glänzenden, anscheinend ausgeschwitzten blutig-rothen Flecke unserer Monas prodigiosa (Chrenberg).

Ja, die Nadelspitze hat Wunder bewirkt: Gestern Abend glitt sie über die Oberfläche der feuchten Oblate, ohne eine sichtbare Spur zu hinterlassen, heute „blutet“ die gestrichelte Substanz. — Ich habe auf diese Weise alle möglichen Figuren in hellstem Blutroth hervorgezaubert und unter anderem auch das Kreuz nicht vergessen, um meine Hausgenossen sowohl, wie meine Schüler von der Wunderkraft der Nadelspitze zu überzeugen.

Die Fäulnißpilze, wozu ohne Zweifel auch unsere blutende, von Chrenberg so benannte Monas prodigiosa gehört, pflanzen sich einfach durch Theilung oder Spaltung fort, wie dies schon der Familienname der ganzen Gruppe der Schizomyeten andeutet. Hat zum Beispiel eine eiförmige Zelle eine gewisse Größe erreicht, so theilt sie sich in der halben Länge in zwei Hälften, die wir Tochterzellen nennen. Letztere wachsen nun weiter und wiederholen den gleichen Vorgang, wobei aus ihnen $2 \times 2 = 4$ Zellen dritter Generation entstehen. Das ganze Leben dieser niedrigen Organismen ist also nichts anderes, als ein Wechsel von Wachsen und Zweitheilen, wobei selbstverständlich Stoffe eingenommen, andere Stoffe abgeschieden werden. Der Theilungsvorgang kann sich unter günstigen Verhältnissen, bei zuträglicher Temperatur und hinreichender Nahrung, welche letztere in der faulenden Substanz dargeboten wird, innerhalb 20 bis 30 Minuten wiederholen. Das einzelne Individuum zerfällt innerhalb einer Stunde successiv erst in 2, dann in 4 und endlich in 8 Individuen dritter Generation, mit anderen Worten: ein einziges Fäulnißpilzchen kann im Verlauf einer einzigen Stunde in der Bildung von 8 Urenteln aufgehen. Aus diesen 8 Individuen gehen im Verlauf der zweiten Stunde $8 \times 8 = 64$, in der dritten Stunde $8 \times 64 = 512$ Individuen hervor. Die Nachkommenschaft eines einzigen Fäulnißpilzes beläuft sich nach zehn Stunden glücklicher Vermehrung auf nicht weniger denn 1,073,741,824 Individuen. Dies geschieht z. B. bei einer Temperatur von ca. 37 Grad Celsius, die unserer eigenen Blutwärme entspricht.

Im Hinblick auf diese immense Vermehrungskraft erklärt sich der rasche Verlauf pestartiger Krankheiten oder der unerwartet schnell eintretende Tod bei sogenannten Blutvergiftungen, nicht minder aber auch die rasche Entwicklung anscheinend schweißartig austretender blutrother Flecken auf der feucht gehaltenen Oblate, die ja aus derselben Substanz (Stärkemehl) besteht, wie die Hostie.

Bringe ich mit der Nadelspitze auf die feuchte Oberfläche der Oblate, oder auf feucht gehaltenes Brod nur ein einziges Individuum unserer Monas prodigiosa, so werde ich nicht allein mit unbewaffnetem Auge von dem Pilzchen absolut nichts wahrnehmen, sondern auch mit dem besten Mikroskop umsonst nach der einzelnen Monas suchen. Vermehrt sie sich aber nur halb so rasch, als

im oben angeführten Beispiele, so werden nach 20 Stunden an jener feuchten Stelle der Hostie nicht weniger als eine Milliarde Individuen beisammen liegen, und diese ansehnliche Zahl dürfte genügen, um von unserer unvollkommenen Auge als kleiner rother Fleck wahrgenommen werden zu können.

Das ist die natürliche Geschichte der „blutenden Hostien“. Ich habe das Experiment der Uebertragung und künstlichen Züchtung dieser seltsamen Organismen seit dem 25. Juli 1877 ungefähr drei Wochen hindurch mehrmals wiederholt und der Seltenheit der Erscheinung wegen mit großem Interesse verfolgt bis zu der Zeit, da die Kultur der Wundermonaden wegen der Ueberhandnahme von gewöhnlichen Fäulnis-pilzen und des gemeinen Knopfschimmels (*Mucor Mucedo*) nicht mehr gelingen wollte. Von den

überraschenden Erfolgen dieser Kulturversuche haben nicht allein meine Hausgenossen, sondern auch meine Schüler und etliche Freunde Einricht genommen. Wir alle haben nun verstanden, wie es im Mittelalter und seither zu wiederholten malen dem raffinierten Priestertrug gelingen konnte, wochenlang mit „blutenden“ Hostien die Gläubigen zu fanatisiren, großartige Prozessionen und Wallfahrten, ja sogar Juden- und Ketzerverfolgungen in Szene zu setzen. Wir haben uns davon überzeugt, daß die „blutenden Hostien“ nichts anderes waren, als „faulende“ Oblaten. Das blutende Brod des Leibes Christi war nichts anderes, als ein mit einer besondern Form von Spaltpilzen geimpftes menschliches Nahrungsmittel.

Dr. A. D.-P.

Deutschlands Festzeit.

Skizzen aus den Jahren 1860—1863 von H. S.

VII.

„Die Schranken sind im Vaterlande gefallen, die aufgebaut waren zwischen Süd und Nord,“ so jubelte man auf dem leipziger Turnfeste, welches vom 1. bis 5. August 1863 stattfand. Und nach demselben hieß es in allen Zeitungen und öffentlichen Organen: „Der Schleswig-Holsteiner und der Tiroler, der Königsberger und der Wiener, der Berliner und der Münchener, sie lagen sich in den Armen und gelobten sich unter heißen Bruderküssen ewige Treue.“

Es war ein schönes Fest, das leipziger Turnfest — das unterliegt keinem Zweifel. 16,000 auswärtige Turngenossen und 5000 aus Leipzig und der Umgegend waren beisammen, und jeden Tag strömten ebensoviele Festtheilnehmer aus den benachbarten Städten und der Umgegend in die alte Handelsstadt; man sagte, daß am 2. August, der ein Sonntag war, über 50,000 Menschen das Fest von auswärts besucht hätten.

Deputationen aus Amerika, England, der Schweiz, Siebenbürgen, Italien, Holland, Rußland und Australien waren erschienen, und über 1200 Oesterreicher feierten das deutsche Turnfest noch als Deutsche mit.

Die deutschen Eisenbahnen — ausgenommen die preußischen und bayerischen Staatsbahnen — hatten den Turnern ermäßigte Fahrpreise gewährt.

Sonnabend, den 1. August, fand in der Festhalle gegen Abend 8 Uhr der offizielle Empfang statt, bei welchem Dr. Koch, Bürgermeister von Leipzig, die Begrüßungsrede hielt, auf die der Festpräsident Georgii aus Eschlingen dankend antwortete. — Sonntag Vormittags — Turntag; allerlei Streitereien um des Kaisers Bart, den die einen lieber in schwarz-roth-goldenem, die andern in schwarz-weiß-rothem Glanze erblicken wollten. Mittags großes Festessen, Telegramm an den König von Sachsen, Antwort desselben, Rede des von Dresden angelangten Ministers Beust über deutsche Einigkeit und Freiheit — und abends wurde fortgekneipt.

Montag, den 3. August, fand der Festzug statt. Nun, wir wollen offen gestehen, daß alle militärischen Schauspiele, alle Volksaufzüge gegen das prachtvolle und großartige Bild, welches derselbe darbot, sehr in den Schatten treten. Turner aus 830 Ortschaften befanden sich im Zuge; gegen 700 Fahnen wallten empor. Voran marschirten die nichtdeutschen Turner, dann die Schleswig-Holsteiner und Hanseaten, dann die Oesterreicher, dann die vom Rhein und aus Westfalen, dann die Bayern u. s. w. — zuletzt die heimischen Sachsen.

Das muß man der leipziger Bevölkerung nachsagen, daß sie ihre fremden Gäste zu behandeln wußte, und auch schon vor dem Festzuge zeigte sich dies. Die glühende Hitze, das lange Warten machte die Turner vielfach ungeduldig — die leipziger Bürger aber schleppten Bier und Wein und andere Erfrischungen auf die Sammelplätze, plauderten mit ihrer Einquartierung in der herzlichsten Weise und brachten so schon Leben und Vergnügen auf alle Straßen und Sammelplätze.

Drei Kanonenschüsse bezeichneten den Abgang des Zuges, der sich unübersehbar und länger als zwei Stunden durch die Straßen der Stadt nach dem Festplatze bewegte. Der Begrüßungsjubel in den Straßen war betäubend; es regnete aus schönen Händen

Blumensträuße, Konfekt — ja, einem meiner Freunde wurde der Strohhut durch einen wohlgezielten Wurf mit einer starken Schokoladentafel zertrümmert; aber in der allgemeinen Begeisterung wurden solche Unvorsichtigkeiten nicht übelgenommen. Als Sträußchen, Kränze und Süßigkeiten in der Hitze des Gefechts — die Damen hatten keine Ahnung, wieviele tausende von Turnern noch folgten — verschleudert und im Triumphe von den Turnern erobert waren, da blickte manches Auge traurig hernieder, traurig empor, daß man nicht mehr spenden und nicht mehr empfangen konnte; doch Liebe und Begeisterung macht erfindereich. Taschentücher wehten in die Straße hinab; Schleifen und Bänder folgten, und es wurden an langen Bindfäden selbst aus dem dritten und vierten Stock gefüllte Weinflaschen herniedergelassen, die dann auf dem langen Marsche die staubbeladenen Turner erquickten.

Die kostbarsten Szenen konnte man da erblicken; es galt garnicht für eine Unart, wenn ein hübscher, schlanker Turner einer der zahlreichen Schönen, die auf der Straße standen oder zu meist in den Fenstern lagen, einen Kuß raubte. Er hatte ja nur die deutsche Jungfrau und nicht das Weib geküßt. So sah ich selbst einen gewandten Rheinländer mit „affenartiger Geschwindigkeit“ an einer Wasserrinne emporsteigen, sich auf das Wandgestirn unter den Fenstern des zweiten Stockes schwingen und einem dort ahnungslos in den hellen Jubel hineinsehauenden Mädchen einen Kuß „rauben“. — Ein lauter Schrei, ein helles Lachen der andern Damen, ein herzliches „Nichts für ungut!“ des rheinischen Jünglings — und rasch war der Turner an der Wasserrinne wieder herabgeglitten; er schwenkte seinen Hut nach dem Fenster, das purpurrothe Gesichtchen wandte sich verschämt ab und mir kam's so vor, als hätte Gott Amor wieder einmal einen seiner schändlichen Streiche gespielt. Das Mädchen war sichtlich in's Herz getroffen, der junge Rheinländer aber in seinem Uebermuthe dachte nicht an solche Folgen seines lustigen Streiches.

Daß die drallen oder, wie die Oesterreicher und Bayern sagten, die „feschen“ altenburger Landmädchen, die sich zahlreich eingefunden hatten, bei dem Küssen nicht zu kurz kamen, dafür sorgte wohl hauptsächlich ihre eigenthümliche Tracht, — denn, offen gestanden, außer der Tracht ist weder etwas Hübsches noch Interessantes an diesen Mädchen.

Auf dem Festplatze hielt zuerst Dr. Götz eine Festrede, aus der ich nur die Worte Einigkeit und Freiheit behalten habe — und fragt man jetzt den verehrten Herrn, der in Lindenau bei Leipzig wohnt, so ist ihm die damals gepriefene „Einigkeit“ die Einigkeit der preußischen alles überspannenden Bickelsaube geworden und die Freiheit — sie liegt in politischer Beziehung unter der Bismarck'schen Einigkeit begraben, in sozialer Beziehung bedeutet sie aber für die große Masse des deutschen Volkes die Freiheit des Hungerns.

Am Abend desselben Tages, nachdem an 10,000 Turner Freiübungen exerzirt hatten, fand ein Nachmanöver der leipziger Feuerwehr statt, welchem man die größte Anerkennung nicht versagen konnte.

Dinstag, den 4. August, war große Festtafel, bei welcher ein Herr Lecher aus Wien den verfassungsgetreuen preußischen Abgeordneten ein Hoch ausbrachte — der Armut, er ahnte nicht, daß diese „Verfassungstreue“ bald schon vor dem Erfolge im Staub liegen würde. Der alte Benedek hielt auch eine begeisterte Rede für

Deutschlands Freiheit — der Mann meinte es ehrlich, er war aber recht alt, sehr alt geworden. Was Wunder, daß die Jugend, die ahnungslos, den alten Herrn im Namen der Freiheit auf die Schultern hob und ihn durch die Halle trug — ein merkwürdiges Bild: Jacob Benedey der Hohepriester der Freiheit. Der Mann ist todt, lassen wir ihn deshalb, ihn und seine Freiheit.

Am 5. August wurde die Befreiungsschlacht, die Völkerschlacht von Leipzig gefeiert. Es war gut, daß wir noch kein Königsgräß und Sedan hatten. Was feierte denn eigentlich die freiheitsliebende Jugend? Sie wußte es selbst nicht — der fremde Tyrann wurde vertrieben, das aber war des Blutes, des deutschen Blutes nicht werth, welches in Strömen geflossen.

Professor Dr. von Treitschke hielt die Festrede — eine lange, schön stilisirte, gut auswendig gelernte Festrede. — „Die Zeit ist dahin, wo der Wille der Höfe allein die Geschichte dieses großen Landes bestimmte.“ — Ja, Treitschke war ein Prophet — die „Höfe“ bestimmen nicht mehr allein die Geschichte Deutschlands, aber — Bismarck. Vor den „Höfen“ legt sich der Turner Treitschke nicht mehr auf den Bauch, aber vor Bismarck — und der Unterschied? Die „Höfe“ waren an derlei Turnkunststücke gewöhnt und beachtet die Bauchrutscherei nicht weiter, Bismarck aber amüsiert sich über derartige Clownstücke und zeigt freundlich lächelnd dieselben der ganzen Welt. Und Treitschke ist in Folge dessen „berühmt“ geworden.

Zum Schlusse seiner Rede rief der hochedle Herr mit seiner monotonen, schreienden Stimme:

„Auch der Geringste unter uns ist berufen mitzuarbeiten an dem Dome deutscher Einheit, deutscher Freiheit, deutscher Größe!“

„Die Halle stürzt ein!“ hallte ein tausendstimmiger Ruf — die „Germania“, das große Standbild auf der Halle, neigte ihr Haupt, der Sturm wurde zum Ocean — der „deutsche Dom“ war sehr gefährdet; Herr Treitschke steckte sein Manuskript ein und trank eine Flasche Sodawasser — die leipziger Feuerwehrleute aber, die Männer aus dem arbeitenden Volke, sie kletterten in Sturm und Wetter an der Halle empor und stützten die Thürme und die Germania, so daß sie nicht in jähem Fall zertrümmert wurden und zugleich die Halle, den „deutschen Dom“, mitzerstörten.

Schönschwäger haben unser deutsches Vaterland verderbt und an den Rand des Grabes gebracht mit ihren nichtsnutzigen Reden von Deutschlands Einheit und Freiheit. Das Volk, das arbeitende Volk wird, endlich aus seinem Traum erwacht, aber unter einem andern Banner, unter dem Banner der Gleichheit das Vaterland wieder erretten aus der unsäglichen Schmach, in der es sich jetzt, gekettet und geknechtet, befindet.

Turner Treitschke aber ist einer seiner Kerkermeister, wenn auch nur der untersten einer.

Der Abschied nahte. Die fremden Turner, welche damals in Leipzig waren, sie werden, welcher Gesinnung sie auch sonst jetzt sein mögen, immer mit großer Zufriedenheit zurückblicken auf die Gastfreundschaft, die ihnen von Leipzigs Bürgerschaft entgegengetragen wurde. Deshalb war der Abschied auch durchweg ein so sehr bewegter und es ist nicht übertrieben, wenn berichtet wird, daß ein alter biederer Mann aus dem Arbeiterstande, der „seinen“ Turner nach der Bahn gebracht hatte, nachher erklärt habe: „Es ist mir gerade so, als zu jener Zeit, da mir mein einziger Sohn starb.“ — Ehre also der Stadt Leipzig und ihrer Gastfreundschaft! Wunderbar, daß diese selbe Stadt, die für Schleswig-Holstein

und Tyrol schwärmte, die in der deutschen versammelten Jugend nicht nur die Einheit, sondern auch die Freiheit des Vaterlandes erblickte, daß diese selbe Stadt so unendlich tief in den nationalservilen Sumpf eingesunken ist, so tief fast wie keine andere deutsche Stadt. Schade um Leipzig!

Einige Schnurren will ich noch erwähnen. Auf dem Festplatze war eine sogenannte „Todtentammer“ eingerichtet, in welche behutsam und ohne Aufsehen zu erregen, von ihren Freunden oder auch von der den Polizeidienst ausübenden Feuerwehr die „Grauen“, die aber schon „schwarz“ oder völlig „duse“ geworden waren, mit einem Worte die schwer Bezechten gebracht wurden, um ihren Rausch auszuschlafen. Im Verhältniß zu der großen Zahl der Festtheilnehmer waren immer nur sehr wenige Insassen dort zu finden. Höchst ergötzlich war es, als wir einen Bekannten dorthin abliefereten, daß dieser plötzlich fast ernüchert, auf einen der auf der Britsche liegenden Schläfer hinwies und ausrief: „Habe ich doch diesen meinen Freund aus Axtadt schon seit drei Tagen gesucht und finde ihn glücklicherweise jetzt am vierten Tage doch noch.“ Er legte sich zutraulich hin zu seinem alten Freunde; sie schliefen beide ihren Rausch aus und Abends und am andern Tage wichen sie sich niemals von der Seite. —

Ein ostpreussischer Grundbesitzer, ein jovialer Mann, der seine 260 Zoltpfund wog, hatte eine „dicke Riege“ gebildet. Bedingung 180 Zoltpfund Schwere und zwei bis drei leichte Freiübungen. Ueber 40 Mann fanden sich, die zur Belustigung der Zuschauer bald im Gänsemarsch, bald in Sektionen auf dem Festplatz und in der Stadt sich zeigten — in den Bier- und Weinhäusern aber hörte man sehr schnell schon das geflügelte Wort: „Die dicke Riege stirbt (siehe Todtentammer), aber sie ergibt sich nicht.“

„Die Schranken sind gefallen, die aufgebaut waren zwischen Süd und Nord, Schleswig-Holstein muß befreit werden,“ riefen die Wiener und Tyroler — und Schleswig-Holstein wurde „befreit“ vom dänischen Joche, „befreit“ auch durch Oesterreichs Krieger.

1200 österreichische Turner waren in Leipzig auf dem deutschen Turnfeste und zwar als Deutsche. Feiern wir jetzt einmal wieder ein „deutsches Nationalfest“, zum Beispiel den aus der Schlacht bei Königgräß hervorgegangenen Siegestag von Sedan, so werden die Oesterreicher wohl fehlen, die deutschen Brüder, die trotz der „deutschen Einheit“, ja wegen der preussischen „deutschen Einheit“ hinausgeworfen worden sind aus Deutschland.

Und wie sieht's aus mit der „Freiheit“? Das Antlitz sollte sich jeder Deutsche verhüllen, mit Ingrimm zurückdenken an all' die hochtrabenden Phrasen und Lieder, wenn er unser Vaterland sieht, wie es in den Banden, die Hochmuth und Servilismus ihm geschlagen, darniederliegt.

Schließen wir unsere Skizzen mit der schweren Anklage, daß die deutsche Jugend von damals das dem Vaterlande gegebene Wort gebrochen hat, daß die Freiheit gerade von den Leuten zu Grabe getragen worden ist, welche sie am feurigsten auf den Schild erhoben haben.

Doch eine andere Jugend ist nachgewachsen und wächst nach; eine Jugend, die sich nicht mit Phrasen abfüttern läßt, nein die da will, daß Freiheit und Gleichheit in Fleisch und Blut übergeben, daß in allen politischen und sozialen Verhältnissen sie allein das leitende Prinzip bilden.

Der Erbonkel.

Novelle von Ernst von Waldow.

(Fortsetzung.)

Eusebius richtete sich auf und sprach, die Rechte ausgestreckt, die Blicke zu dem grauen Plafond des Zimmers emporgerichtet:

„Sprich, was ist der Mensch, daß du übermächtiger Trauer so dich völlig ergibst? Was beunruhigt du weinend das Sterben? Denn wenn das Leben bis jetzt, das vergangne, dir lieblich und süß war, Wenn dir nicht jeder Gemüth, als hätte in ein Faß ohne Boden Man ihn geschüttet, entloß und ohne zu laben dahinschwand, Warum gehst du nicht, ein gefättigter Gast, von des Lebens Tafel hinweg und legst dich, du Thor, gleichmüthig zur Ruhe?“

„Au — weh!“

Eusebius rief das hinterdrein, als gehöre es noch zu seinem Vortrage. Ganz versenkt in seinen „Stoff“ hatte er nämlich nicht darauf geachtet, daß Jakob schon während der Deklamation lebhaft Zeichen des Unwillens von sich gegeben; zum Schlusse war seine Entrüstung so mächtig geworden, daß sie selbst die körperliche Schwäche besiegt, — mit einem Griffe hatte sich der Kranke des Erbauungsbuches bemächtigt, aus welchem Gertrud ihn vorhin vorgelesen, und dasselbe nach dem Bruder geschleudert.

Das Buch hatte zwar keine eben Theile getroffen, und nur der plötzliche Schreck erpreßte dem alten Studenten, der auf diese

Wirkung der Weisheit des Lutrez nicht vorbereitet war, jenen Aufschrei.

Derfelbe rief sogleich die ängstliche Gertrud herbei, die den verblühten Philosophen fragte, was denn geschehen sei, und als sie von ihm keine befriedigende Antwort erhielt, an das Bett ihres stöhnenden Herrn eilte.

„Hinaus — fort! — Selbst ein verrückter Thor! — Mich trösten — will mich umbringen! — Denkt, daß er die Erbschaft bekommt — hahaha!“

„Aber Jakob!“ rief Eusebius, der sich von seinem Staunen immer noch nicht erholt hatte, vorwurfsvoll. „Ich schwöre dir —“

Emmerenzia, die nahe der Thür des Nebenzimmers gestanden, und jedenfalls eifrig gelauscht hatte, öffnete jetzt und trat über die Schwelle; ihr folgten, wie auf Verabredung, sämtliche erbberechtigte Geschwister, denn keins wollte jetzt, in der letzten, wichtigsten Stunde des Erblasser mit den übrigen allein lassen. War auch das Testament längst gemacht, so konnte es ja noch umgestoßen oder ein schwerwiegendes Kodizill dazu verfaßt werden! Es galt demnach, auf der Hut zu sein; das sagten sie sich alle, und das Resultat war, daß keiner dem andern traute.

Dame Edeltrud war nicht die Letzte gewesen, und bezwang ihren Hochmuth sogar soweit, den Schwager Blickhuster nach der Ursache dieser „Szene“ höchstselbst zu befragen.

Ganz ehrlich erzählte der alte Student, was sich zugetragen, während Gertrud dem Kranken eine beruhigende und kräftigende Arznei einflößte.

Diese äußerte denn auch bald ihre Wirkung, Herr Jakob richtete sich ein wenig auf in den stützenden Armen der treuen Dienerin, und betrachtete die um sein Bett gruppierten Geschwister mit feindseligen, höhnischen Blicken, dann krächzte er heiser:

„Hinaus — sofort! — Mörder, Giftmischer, Erbschleicher! — Ihr wollt mir an's Leben und eure bösen Wünsche und Gedanken verkürzen meine Tage! — Marsch hinaus, — euch zum Aerger werd' ich noch lange leben!“ Damit sank er zurück, schloß die Augen und röchelte dumpf.

„Den Arzt — holt den Doktor Binder!“ schrie Gertrud in Todesangst.

Eusebius war der erste und einzige, der sich schnell ermannte und sich anschickte, den Arzt zu rufen, der im Nebengemach ein Rezept geschrieben und sich darauf zu Hans in den Laden hinabgeben hatte.

Auf Frau Gertruds energisches Drängen zogen sich die übrigen zurück, da es leicht ersichtlich war, daß die Gegenwart seiner Erben den sterbenden Geizhals auf das furchtbarste erregte. Benigstens trugen seine Züge einen sprechenden Ausdruck von Menschenverachtung, als er sich wieder ein wenig erholt hatte.

Der Arzt erschien, prüfte den Puls seines Patienten und kniff die Lippen zusammen. Achselzuckend trat er dann zurück. Die Schwäche des Kranken nahm zu, er begann wieder zu röcheln, unruhig glitt seine Rechte — die linke Seite war gelähmt — auf der Bettdecke hin und her. Gertrud murmelte ein Gebet, — ein zorniger Blick ihres Herrn unterbrach sie in dieser frommen Beschäftigung.

Sie flüßerte leise, um nicht von der Hofrätin gehört zu werden, die hinter dem Fenstervorhang halb verborgen stand, eine Frage in das Ohr des Sterbenden. Dieser schüttelte mit dem kalten Kopfe, auf dem kalte Schweißtropfen perlten. Dann, mit einer letzten äußersten Anstrengung, stammelte er:

„Erben — Feinde — nicht sehen — mein Geld — schönes Geld — ah — ah — ah —“

Wieder sanken die Augenlider schwer herab, das Röcheln stellte sich wieder ein — der Todeskampf begann.

Es war ein wildes, verzweifeltes Sichsträuben gegen die Vernichtung, und das endlich, kurz vor Mitternacht, erfolgte Ende des wunderlichen Greijes hatte nichts Berühmendes, Friedvolles.

* * *

Die alte dohlenwinkler Thurmuhre verkündete mit tiefen Schlägen die zwölfte Stunde, als die Thür des grauen Hauses am Markte sich öffnete, und eine kleine, schweigende Gesellschaft aus derselben hinaus in die sternenhelle, würzige Maiennacht, auf die schweigende, todtenstille Straße trat.

Das waren die Erben des Bartels'schen Vermögens, männlich und weiblich — bürgerlich und adlig.

Der tiefbetrübte Hans, dessen kleine Augen förmlich in Thränen schwammen, leuchtete mit trauriger Miene, und erlaubte sich sogar an den Hofrath, der sich, Dame Edeltrud am Arm führend, so-

gleich von den Uebrigen trennte, die schüchternste Frage zu richten: ob er den Herrschaften vielleicht heim leuchten solle, da die Abtei in einer dunkeln und ziemlich entfernten Gasse gelegen sei?

Das graue Mäuschen brummte verlegen einige Dankesworte, die Hofrätin jedoch blieb stehen und das stolze Haupt nach rückwärts gewandt, sagte sie nachlässig:

„Ach, apropos, wir können da gleich diese lächerliche Angelegenheit erledigen. Sie haben die unverantwortliche Kühnheit gehabt, wie mir mein Gemahl sagte, um unsere Tochter, Fräulein Adalgunde v. Bartels, anzuhalten.“

„Dies ist eine Vermessenheit, welche nur völlige Unzurechnungsfähigkeit einigermaßen entschuldigen kann — diesen Milderungsgrund will ich annehmen, und in Anbetracht des traurigen und erschütternden Ereignisses, auf keine exemplarische Bestrafung für Ihr gestern begangenes Vergehen dringen, sondern Sie in aller Stille entlassen.“

„Sie sind hiermit Ihres Dienstes enthoben und mögen morgen in aller Frühe das Haus Ihres Prinzipals verlassen. Für passenden Ersatz wird gesorgt werden.“

„Noch spreche ich die Hoffnung aus, daß Sie Ihr Vergehen bereuen, und als Beweis hierfür baldmöglichst auch Dohlenwinkel verlassen werden, damit die unglückliche Dame, das Opfer Ihrer Verführungskünste, ohne Errothen wieder das Licht des Tages schauen darf!“

Eine stolze Handbewegung noch und Dame Edeltrud wandte sich zum Gehen, den kleinen Hofrath, der nicht ein einziges Wort zu äußern gewagt, mit sich ziehend.

Hans starrte ihr schier entgeistert nach — so viel Unglück, so viel Schmach — er faßte es nicht, es war wirklich zu viel auf einmal — das Licht erlosch in seiner zitternden Hand, er stand im Dunkeln und blickte den Enteilenden eine Weile in stummem Jammer nach, dann setzte er sich auf die ausgetretene Stufe, welche zu dem Laden führte, den er so lange treulich verwaltet — und weinte bitterlich.

Der arme, treue Mensch, er hätte, wenn ihn in diesem Augenblick jemand auf's Gewissen gefragt: ob ihm der Abschied von dem ihm so theuren Wirkungstreife schmerzlicher sei, oder die Trennung von der Geliebten — ja wahrlich, er hätte es nicht gewußt. Nur so viel war ihm klar: daß die Welt ein Jammerthal und er, Hans, zum Unglück geboren sei!

Ganz anders — Eusebius ausgenommen, der tief gedankenvoll seiner ärmlichen Wohnung vor dem Thore zuschritt — fühlten und dachten die Erben.

Der Schneidermeister und Frau Friederike, denen es für ausgemacht galt, daß Köschen die Erbin sei, konnten es doch nur schwer verwunden, daß die hochmüthige Schwägerin — der Hofrath zählte auch in dieser, wie in jeder Rechnung immer nur als Null — doch so eigentlich ihren Zweck erreicht — und den Vogel abgeschossen habe.

Köschchen sei allerdings ein gutes Ding und halte zu den Schwiegereltern mehr als zu den eigenen Eltern — aber der Jakob hat halt doch nur die Erbschaft in zweiter Linie. Daß die beiden Schwestern leer ausgingen, fanden Johann und Friederike ganz in der Ordnung, auch Eusebius, der mit Geld ohnehin nichts Vernünftiges anzufangen verstand, kam nicht in Betracht.

Der Todte hätte eben nur eine „vernünftige Wahl“ treffen können — und wenn er dies verabsäumt — so möge ihm Gott die Sünden verzeihen, und ihn trozdessen sanft ruhen lassen.

Man sieht, daß der Schreiner Johann und seine Ehefrau immer noch christlich dachten; weniger gefühlvoll faßten die abligen Bartels die Angelegenheit auf.

Als das Ehepaar Adalgunde war noch immer in strenger Gast auf ihrem Zimmer) bei dem verpäteten Nachtmahl saß, um nach dem anstrengenden Tage den erschöpften Leib zu stärken, meinte Dame Edeltrud, nachdem sie den „Erbontel“ ziemlich scharf mitgenommen, dafür, daß er den plebejischen Jakob zum Erben erloren — „es mag nun sein wie immer — Zeit ist es jedenfalls, daß unsere Finanzen durch die Erbschaft restaurirt werden, wenn wir auch erst auf Umwegen in den Besitz derselben gelangen. Denn ich muß dir sagen,“ fuhr sie vertraulicher fort, „die Kontis haben bereits ein beträchtliche Höhe erreicht, und —“

„Wir haben Schulden?“ stotterte der kleine Hofrath ganz erschreckt.

„Schulden — wach vulgäre Bezeichnung!“ rief Dame Edeltrud entrüstet aus. „Ich sehe, daß du dich meines Vertrauens wenig würdig zeigst. Denkst du denn, daß vornehme Leute wie

wir nicht andere Ansprüche an das Leben machen, als solche Proletarier, wie deine Verwandten leider sind!"

"Aber die Pension —"

"Du solltest dir berechnen können, daß sie für unsere Bedürfnisse nicht ausreichend ist."

"Ja — ich weiß, du hast mir das oft gesagt — aber deshalb gebe ich dir doch die 2000 Thaler, welche wir noch von unserem Vermögen besitzen, damit du in Nothfällen von diesem Kapital nehmen möchtest, so z. B. für Köschens Aussteuer, der wir unserseits doch etwas geben wollten, obgleich später Bruder Jakob fast alles selbst bestritt."

"Das war auch gut," entgegnete die Hofrätin trocken, "denn das Geld hat ohnehin seine Verwendung gefunden —"

"Ver-wen-dung?" stammelte das graue Männchen.

Dame Edeltrud richtete sich zu ihrer vollen Höhe auf, dann sagte sie streng:

"Du bist ein so unverantwortlicher Vater, daß es mich nicht wundert, wenn du dich geberdest, als hättest du überhaupt nur diese beiden Kinder. Vergißest du denn ganz deinen Sohn Adelhart, den einzigen würdigen Sproßling unserer Familie, den vor dem Looße zu bewahren, hier in dem elenden Dohlenwinkel zu verbauern, allein meiner Energie und sorgenden Liebe gelungen ist!"

"Aber, Adelhart ist doch versorgt!"

"Das nennt dieser Mann versorgt!" unterbrach entrüstet die Hofrätin. "Fällt dir wirklich nicht ein, daß ein adliger Offizier noch etwas anderes zum Leben braucht, als Essen und Trinken? Es wäre wahrlich traurig, wenn das von Reckensteinsche Blut, das er mütterlicherseits in den Adern hat, so ganz aus der Art geschlagen wäre! — Nein, gottlob, unser Adelhart hat noble Passionen, er wettet, er spielt hoch, er unterhält einige Liaisons mit Damen vom Theater, — kurzum, er braucht viel Geld. Es waren Ehrenwechsel einzulösen — und dazu sandte ich ihm das Geld. — So, nun weißt du es!"

Ja, nun wußte er es, und er seufzte so recht aus Herzensgrunde, dann nahm er den Leuchter vom Tische, um sich in sein Schlafkabinet zu begeben, denn der Appetit war ihm plötzlich ganz und gar vergangen. An der Thür wandte sich der kleine Hofrath noch einmal um und sagte:

"Gott wolle meinem Bruder Jakob die Ruhe geben und eine fröhliche Urständ, aber wenn er jetzt nicht gestorben wäre, stünde es schlimm um uns und der Ruin wäre unausbleiblich."

Dame Edeltrud begnügte sich damit, hoheitsvoll die Achseln zu zucken.

(Fortsetzung folgt.)

Parlamentarier.

IX.

Graf von Schwerin-Pupar, der Minister der „neuen Aera“, ein Mann, der gern in die Fußstapfen des Freiherrn von Stein treten wollte, aber nicht konnte, weil die Schritte, die der Freiherr durch die preussisch-deutsche Geschichte gemacht hatte, für den Grafen zu groß waren.

1804 in Pommern geboren, wurde Graf Schwerin dort Landrath und Generallandchaftsdirektor; 1847 Mitglied des vereinigten Landtags, 1848 Minister des Kultus. Als Mitglied des deutschen Parlaments gehörte er zu den Altliberalen. Von 1849—1855 war Schwerin Präsident der zweiten preussischen Kammer, von 1855—59 Mitglied derselben; er gehörte zur Fraktion Vinke. 1859—1862 Minister des Innern. Graf Schwerin konnte den Militärkonflikt nicht lösen — der König löste deshalb das Ministerium Fürst Hohenlohe und Graf Schwerin auf, die nach ihrer Meinung ehrlich konstitutionell waren, und betrieb einen einfachen pommerschen Landjunker, der allerdings in der Diplomatie Carrière gemacht hatte, den Herrn von Bismarck-Schönhausen, den man von vornherein zurief, er würde „schön hausen“, um den Konflikt zu lösen. Wie solches diesem „parlamentarischen“ Minister gelang, davon später.

Schwerin aber kehrte in das Abgeordnetenhaus zurück; seine parlamentarische Begabung war gering, desto mehr wurde seine Ehrlichkeit gerühmt. Noch sehe ich den kurzgedungenen Herrn in einfacher Kleidung, beide Hände in den Hosentaschen, wie er im norddeutschen Reichstage seinem Groll gegen Bismarck Lust machte und mit ganz ruhiger Stimme immer und immer wieder behauptete, Bismarck habe doch gesagt: „Gewalt geht vor Recht“ — während letzterer ganz erregt behauptete, das sei ein Irrthum, der parlamentarische Bericht weise nach, daß er den Ausspruch in ganz anderem Zusammenhange gebraucht habe. Doch Graf Schwerin blieb dem parlamentarischen Bericht gegenüber bei seiner Behauptung, weil er den Ausdruck so gehört habe. In keiner Beziehung konnte der biedere Graf Schwerin den Herrn von Bismarck leiden und nur in den letzten Lebensjahren wurde das Verhältnis wenigstens äußerlich gebessert.

Seit 1867 gehörte Graf Schwerin dem deutschen Reichstage an und zwar als Nationalliberaler, bis er 1872 starb. Ob er die national-liberale Komödie später noch mit gemacht haben würde, wo sie immer mehr in das Bedienthenthum ausartete, ist mehr als zweifelhaft bei dem starren preussischen Bureaufkratzen, der wohl die „preussische Zucht“ liebte, aber nimmermehr die nationalliberale „deutsche Korruption“.

Wiener Lebensbilder.

I.

(Schluß.)

Und früher hatten Kommissionen über Kommissionen stattgefunden, die alles „in bester Ordnung“ fanden. Bei den Waisenhäusern war die Revision bis auf die schmutzige Wäsche ausgedehnt und alles „so korrekt“ befunden worden, „daß die Kommission ganz überrascht war“. Die „schmutzige Wäsche“, die in der oben erwähnten Gerichtsverhandlung gewaschen wurde, scheint man sonach damals nicht gefunden zu haben. In der Friedhofsangelegenheit war von der betreffenden Kommission konstatiert worden, daß Beschuldigungen gegen Beamte der Gemeinde

unbegründet seien und in verkleumdlicher Weise erhoben wurden! Ist das nicht die reinste Gemüthlichkeit?

Aber nun hat man denn die Schulbigen doch vom Dienste entfernt, meinen Sie? Weit gefehlt! Das würde sich ja mit der wiener Gemüthlichkeit nicht vertragen. Der verurtheilte „Waisenvater“ wurde zwar mit schwerem Herzen entlassen, jedoch nicht ohne daß er vorher Gelegenheit hatte, in einer rührenden Rede von seinen Waisenkindern Abschied zu nehmen. Die können davon erbaut worden sein! Gegen den anderen „Waisenvater“, obwohl auch dem der Betrug gerichtlich nachgewiesen, wurde erst eine „Disziplinar-Untersuchung“ eingeleitet. Das Gleiche geschah gegen den Ingenieurassistenten Braun, in Bezug dessen das Schwurgericht einhellig erkannt hatte, daß er „nicht fälschlich“ einer verbrecherischen Handlung beschuldigt worden. Wie derartige Untersuchungen geführt werden, möge aus der Thatfache erhellen, daß jene gegen Braun bereits beendet und zu dem Ergebnis gelangt ist, daß sich derselbe vollkommen korrekt benommen und daher in seiner Amtstellung zu belassen sei. Und das trotz des Verdikts der Jury! Wünschen die Leser der „Neuen Welt“ noch mehr Belege von der wiener Gemüthlichkeit?

Ich will Sie nicht ermüden und darum erwähne ich noch kurz, daß auch gegen den städtischen Gartendirektor eine Untersuchung schwebt betreffs der Anklage, aus Gemeindegärten verschiedene Gärten in der Umgebung eingerichtet zu haben; ferner, daß ein „Armenvater“ sich von einer Pfründerin eine mindestens 50 Gulden werthe goldene Uhr um 12 Gulden „verkauft“ ließ, dafür aber deren Pfründe von 4 auf 5 Gulden erhöhte, ein anderer „Armenvater“ seinem Hausmeister städtische Anweisungen auf Kohlen gab, zu dem Zwecke, damit seine eigenen (des Armenvaters) neuen Zimmer ausheizen zu lassen, ebenso Anweisungen auf Geldunterstützungen, damit ihm der Hausmeister die Stiefel schöner wuße. — Und das alles geschah in einem Hause, im Haushalte der Großkommune Wien, während eines Zeitraumes von kaum vierzehn Tagen; mögen Sie sich nun selbst einen Begriff von der „väterlichen“ Sorgfalt unserer diversen Stadt-, Waisen- und Armenväter machen.

Wenn dies am grünen Holze, bei der Stadtverwaltung geschieht, bei Männern, welche das Vertrauen ihrer Mitbürger auf ihre Posten berufen, wie soll uns nachher die Unverschämtheit Wunder nehmen, mit der die professionellen „Gründer“ ihre „höchste Fructifizierung“ betreiben. Der Erfinder dieses geflügelten Wortes ist der berühmte Placht, der ob seiner großartig betriebenen Schwindeleien im Jahre 1873 zu fünf Jahren schweren Kerkers verurtheilt worden war. Namentlich das mit Noth und Kümmernissen erworbene Schärfein des sparjamen Arbeiters, der armen Dienstmagd, des strebsamen Kleinmeisters oder im Dienst ergrauten Schullehrers war es, das diesem gewissenlosen Schwindler zum Opfer fiel. Noch sind die aufregenden Szenen im frischen Gedächtniß, die sich vor der Thür seines Börsegeschäfts abspielten, als dieselbe eines schönen Maitags geschlossen blieb und es an's Tageslicht kam, daß all dieses Geld, an dem Millionen und aber Millionen Tropfen sauren Arbeiterschweißes klebten, auf Nimmerwiedersehen verschwunden sei. — Heute ist Placht begnadigt, nachdem er vier Jahre seiner Strafe abgesehen. Aber man würde sich gewaltig irren, wenn man glaubte, daß er sich nun etwa aus Scham zurückziehen werde. So was thut ein Placht nicht! In einem bei 400 Zeilen langen Insuperat des edlen Organs für das internationale Gaunerthum, der „Neuen Freien Presse“, dankt er zuerst für die „zahlreichen Kundgebungen herzlicher und freundschaftlicher Theilnahme“, die ihm anlässlich seiner Begnadigung zugekommen und gibt schließlich die Versicherung, daß „sein Muth gestählt, seine Willenskraft gehoben und der

Trieb nach angestrebter Thätigkeit in ihm gefördert" sei und daß demnächst in einer Broschüre unter dem Titel „Unverzagt“ die Mittel und Wege angegeben werde, wie die bei ihm verloren gegangenen Vermögenstheile wieder heringebracht werden können. „Unverzagt“ wird also die „höchste Fructifizierung“ wieder von von vorne beginnen und es kann daher nicht zeitig genug gewarnt werden: „Taschen zu!“

Von Nacht zu Wertheim ist nur ein Schritt. Er fand ersterer die „höchste Fructifizierung“, so haben wir letzterem den goldenen Satz: „die Moral ist nicht auf der Tagesordnung“ zu verdanken. Daß bei Herrn Baron v. Wertheim die Moral wirklich „nicht auf der Tagesordnung“ steht, braucht nun allerdings nicht erst bewiesen zu werden. Nachstehendes Stückchen ist aber bezeichnend genug, um es den Lesern der „Neuen Welt“ nicht vorzuenthalten. In der goldenen Zeit nämlich, als alle Welt „gründete“ und die Aktiengesellschaften wie die Pilze nach einem warmen Regen aus dem Boden emporstießen, so daß fast jedes größere und auch manches kleine Geschäft einer solchen Aktiengesellschaft gehörte, da konnte Herr v. Wertheim selbstverständlich keine Ausnahme machen; auch er gründete eine Aktiengesellschaft und verkaufte derselben seine „feuerfeste Kassenfabrik“ weit über den eigentlichen Werth. Wie es dieser „ersten österreichischen Kassenfabrik-Aktiengesellschaft“ erging, beweist am besten der Kurszettel, wo deren Aktien schon die langen Jahre hindurch mit der stereotypen Ziffer — — notirt sind. Heute haben diese Aktien fast gar keinen Werth mehr, und es war daher dem edlen Herrn Baron ein Leichtes, den größten Theil derselben um ein Spottgeld zurückzukaufen. Nun läßt er eine „Generalversammlung“ stattfinden, beschließt, da er für seine Person schon über die Mehrzahl der Stimmen verfügt, die „Liquidation“ und ernannt daher auch die Liquidatoren. Die Moral steht zwar nicht auf der Tagesordnung, aber das Geschäft ist gemacht — le jeu est fait!

Inbessen dürften unsere Leser für heute genug haben von allen diesen Schwindelgeschichten; vielleicht, wenn es Ihnen lieb ist, bietet sich mir in meinem nächsten Briefe Gelegenheit, ein erfreulicheres und weniger schwindelhaftes Thema zu berühren.

Wien, 7. November 1877

Biennensis.

Die Nacht im Walde. (Bild Seite 136.) Eine merkwürdige Probe von thierischer Pflichttreue — diese Nacht bei dem erlegten Hirsche im einsamen Wald bei einem Schneesturm, der dem getreuen Hunde pfeifend in die Rüster peitscht und ihn beinahe selber zu einem Eisklumpen erstarren macht. Der Förster hat sich nach dem Forsthaufe begeben, um den getödteten Hirsch heimzuschaffen zu lassen, und hat seiner klugen Hündin den Auftrag erteilt, bei der prachtvollen Jagdbeute bis zu seiner Wiederkehr Wache zu halten. Und nun mag der Schnee fallen zu Hauf und der Wind heulen, wie er kann, der Jagdhund erstarbt eher auf seinem Posten, als daß er ihn verläßt. Dann, wenn er nach stundenlangem Warten endlich das Herannahen des Herrn wittert und wenn dieser ihn durch einen Ruf von seiner Wächterpflicht entbindet, stürzt er vor Frost sowohl, als vor Freude über die glückliche Erledigung seines Auftrags winselnd und heulend dem Herrn entgegen, der die getreue und anspruchlose Seele vielleicht mit ein paar freundlichen Worten belohnt. Solch unerhörliche Pflichttreue müßte man bewundern, wenn man sich nicht erinnerte, daß der Peitsche diese Charaktereigenschaft zu danken ist. Der Jagdhund ist, mehr wie jeder andere Hund, so recht das Musterbild eines durch konsequente Unbarmherzigkeit in Furcht und Gehorsam erhaltenen Sklaven; und des mitleidigen Versuches, bei Gelegenheit zu einem armen Teufel von Hunde sein Leben ein wenig zu erleichtern, ist er gewiß werth!

Am Niklastage. (Bild Seite 137, nach dem Gemälde von Fr. Fühns.) Es ist ein „heiliger“, der da auf kräftigem Rosse seinen Umzug hält — ein Heiliger, der sich ebensowohl in evangelischen, als in römischkatholischen und griechischkatholischen Kalender findet, und der sich als Schutzpatron der Kinder heute noch auch in solchen Familien eines Kultus erfreut, die von religiösem Aberglauben wenig oder garnichts mehr wissen wollen. Mit dem „heiligen“ Nikolaus, der im heiligen Patara am Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr. geboren, als Bischof von Myra vom Kaiser Diokletian eingekerkert und von Konstantin dem „Großen“ erst wieder freigegeben ward und der, obgleich er christlicher Bischof war, doch ein ganz braver Mann gewesen sein soll, — mit diesem heiligen Nikolaus hätten wir sehr wenig zu schaffen, wenn in ihm nicht im Laufe der Jahrhunderte die Liebe zu den Kindern eine schöne Personifikation gefunden hätte. Das Christenthum machte mit bemerkenswerthem Geschick alle in das römische und germanische Volksleben tief eingewurzelten Gebräuche und Sitten zu den eigenen; so verschmolz es die süd- und nordländischen Feste der Winter Sonnenwende — die Saturnalien und das Julfest — zu seinem Weihnachtsfeste und verschönerte dasselbe in gleicher Weise mit den bei den Saturnalien üblichen Geschenken, wie mit dem Weihnachtsbaum, der dem germanischen Sonnengotte beim Julfeste dargebracht wurde. Während indeß die Missionare des Christenthums aus religiöser Schlantheit sich hüteten, diesen und jenen mit dem heidnischen Volksleben fest verwachsenen Brauch anzutasten, und während die Masse der Christen gedankenlos fremde Anschauungen und Sitten übernahm, ziemt es uns, die herrschenden Sitten und Gebräuche zu prüfen und den schönen Kern

gemüthvoller Ueberlieferung nicht zu verwerfen um der christlichen Schale willen, welche ihn einschließt — im Bewußtsein der Aufgabe des Sozialismus, das Gute und Edle zu pflegen und zu fördern, der Menschheit zu Lieb und Nutz, wo es sich findet. Und so mag denn auch der Niklastag gefeiert werden in der einen oder andern Weise als der Tag, an welchem der Wünsche unserer Kleinen besonders gedacht wird und der Geist der Kindesliebe ihnen Freude bringt und seine Gaben, so reich er es vermag, über sie ausschüttet. In einem großen Theile von Deutschland, in der Schweiz und in den Niederlanden tritt St. Niklas am Abend des 10. November, als an seinem und Luthers Geburtstag, hoch zu Roß seine Rundreise an, schaut zu den Fenstern hinein auf die schlafenden Kindlein und erkundigt sich bei den Eltern, ob die Kleinen brav sind und schöne Geschenke verdienen, oder ob sie böß sind und der Ruthe bedürfen. Dann läßt er ihnen noch Zeit bis zum 5. Dezember — den Guten, um ihren Eltern noch mehr Freude zu machen, und den Schlimmen, sich zu bessern, und in der Nacht zum 6. kommt der Sante Klaas — wie er sich vertraulich nennen läßt — mit der Ruthe und, was besser ist, mit den Geschenken. G.

Europäische Schattenbilder.

Wir vergessen leicht und leben rasch auf den flüchtigen Wellen der täglich wechselnden Zeitströmung. Selbst die beiden „Unsehlbaren“, der Taikun in Peking und der Mikado in Tokio sammt ihren Heerführern Fall und Windstöße stören nicht mehr unsern Schlummer. Auch der orientalische Massenmord für „friedliche Kulturzwecke“ und die Kapriolen des „Republikaners“ in der Mönchskutte an der Seine vermögen nicht sonderlich der Menschheit Pulsschlag zu beschleunigen, denn trotz der stigmatisirten Jungfrauen, der Madonnen auf den Pflaumbäumen, des Spiritistenhumbugs, des Kulturkampfes und Gründersehnsüchtes erstirbt die Zeitströmung in einem Sumpfe, welcher den Fäulnißprozeß der modernen Gesellschaft mit Dampfgeschwindigkeit entwickelt. Und dieser Sumpf wirft absonderliche Blasen, die wenigstens das eine Gute bezwecken, daß sie durch Erschütterung des Zwischells unsere Verbaunung befördern. Hier einige Proben davon:

Nr. 1. Ein Loyalitätsstriefender Speichellecker wirft in dem „Algerer Wochenblatt“ den Abnehmern der frankfurter Dombauloose folgenden byzantinischen Köder hin:

„Alle Theilnehmer, deren Loose mit einer Niete gezogen werden, erhalten mit der Ziehungsliste das Porträt des deutschen Kaisers franko und gratis übersandt.“

Nr. 2. Die „Frankfurter Zeitung“ erzählt folgende Krähwinkerei: „Die getreuen Rudolstädter pflegen den Geburtstag ihres Fürsten alljährlich am 23. November durch Zudecken zu feiern; aber leider haben sie sich dabei in zwei Parteien gespalten; die Einen essen Zweed im „Löwen“, die Andern im „Nitter“. Diese Spaltung war schon lange beklagt worden und es kommt deshalb die „Fürstlich Schwarzburg-Rudolstädter privilegierte Zeitung und Wochenblatt“ auf den glücklichen Gedanken, daß man sich so vereinigen möge, daß in Jahren mit ungerader Jahreszahl im „Löwen“, in denen mit gerader Jahreszahl im „Nitter“ gespeist werde.“ Das Blatt sagt zu dieser Fusion wörtlich: „Es würde dieses für den durchlauchtigsten Fürsten jedenfalls eine der schönsten und reinsten Geburtstagsfreuden sein, welche höchst ihm bereitet werden könnten.“

Geschwind ein anderes Bild aus dem Vaterlande Voltaires.

Die Verfassung Frankreichs wächst mit Riesenschritten. Die vor einem Jahre veröffentlichte offizielle Statistik gibt folgende Aufschlüsse. Vor zwölf Jahren gab es in Frankreich 108,119 Mönche und Nonnen, jetzt aber 140,000; im Jahre 1866 hatten die Klöster etwa 500 Millionen Franken Vermögen, heute das Doppelte. Von 447,122 Mädchen, welche Elementarunterricht erhalten oder in Anstalten (Salles d'asile) aufgenommen sind, werden 356,000 in klösterlichen Anstalten und nur 90,000 von Laien erzogen. Diese Ziffern bedürfen keines Kommentars.

Die letzte Hoffnung in der europäischen Lotteriwirtschaft ist und bleibt die sozialdemokratische Parteiordnung, diese mächtigste Schöpfung unseres Jahrhunderts. Es ist im Sumpfe die einzige Bewegung, deren Wichtigkeit heute niemand mehr bestreitet, deren Tragweite niemand ermißt.

Dieses Sensorn, welches im Jahre 1833 Georg Büchner in das mit Blut und Thränen durchweichte Erdreich versenkte, wird einst, zum Riesenbaum entfaltet, die hochbefreiten Bewohner beider Hemisphären beschatten. Ferdinand Lassalle träumte im Jahre 1863 von „100,000 Arbeitern in einem über ganz Deutschland verbreiteten Verein.“ Sein Traum hat sich in 14 Jahren verwirklicht, die Arbeiterbataillone sind heut schon 10mal stärker, als Lassalle sie erhoffte und sie wachsen in arithmetischer Progression. Noch gibt es unter den Bewohnern Europas 80 Prozent, die sich nicht alle Tage satt essen und ihr Hunger, der größte Feind des Bestehenden, rüttelt an den Felsen des Staatesbaues und wird die Weltwende herbeiführen. Dr. M. Tr.

Zur Berichtigung eines Irrthums schreibt uns einer unserer Mitarbeiter, Herr Eduard Berg, Folgendes: „Die Nummer 8 der „Neuen Welt“ bringt in Ernst von Waldows Novelle auf pag. 87, Spalte 2, die Stelle: — weil er, gleich dem

Philosophen Empedokles, die Welt als ein Jammerthal, als eine P. von Eris anfang und es nicht für logisch hielt, die Verlängerung dieser Strafreise, welche die Seele abbüßen müßte, noch zu bejubeln. Ich glaube, daß hier Pythagoras gemeint ist, denn nur von ihm wissen wir, daß er die Seele als zur Strafe auf der Erde befindlich und im Leibe als in einem Gefängniß eingeschlossen ansah. Doch den pointirten Pessimismus, welchen der gute Eusebius (in der Waldow'schen Novelle) ausspricht, finden wir in dieser Schärfe vielleicht noch besser bei Buddha und Schopenhauer. Empedokles dagegen vertritt eine großartige physische Weltanschauung, in der so ein mystisches Strafprinzip keinen Raum hat. Das mechanische Gesetz von Verbindung und Trennung (gleich Liebe und Haß) schafft und zerstört in ewigem Wechsel. Freilich sind uns nur Fragmente von seinen Schriften erhalten (Peri phuseos und Katharmoi); sie finden sich bei Aristoteles, Plutarch, Clemens Alexandrinus, Sertus Empiricus und Diogenes Laertius. Aber dort wie in neueren Schriften (Lange, Zeller u.) ist von keinem „Jammerthal“ die Rede.“

Eine sonderbare Weintraube wurde bei der letzten Weinlese im Rebgelende bei Bollikon (Zürich) entdeckt. Dort stehen Reben mit gelben Weintrauben (Tosayer) neben Stöcken mit blauen Trauben (Clevener). Nun fand man an einer Tosayer-Rebe neben den normalen gelben Trauben eine solche, an welcher unter den 30 Beeren 20 gelb, 10 andere dagegen durchaus blau gefärbt waren. Ohne Zweifel entstanden diese 10 blauen Beeren auf dem Wege der Bastardirung, indem durch ein Insekt, welches die Traubenblüthe besuchte, von einer Clevener Rebe Blütenstaub auf die Tosayer-Blüthe hinübergetragen und dadurch Fremdbestäubung vermittelt wurde. Es ist dieser Fall aber um so interessanter, als sonst in der Regel bei Bastarden die verschiedenen Farben der Eltern entweder vermischt oder aber unvermittelt neben einander vorzukommen pflegen, während hier bei den blauen Bastardbeeren an der Tosayer-Rebe die Farbe des Vaters (blaue Clevener Rebe) vollständig über die mütterliche Farbe den Sieg davontrug. Denedies sind Bastardtrauben von blauen und weißen Reben sehr seltene Erscheinungen, obschon in vielen Weinbergen der Schweiz beiderlei Reben dicht nebeneinander gezogen und der Fremdbestäubung ausgesetzt werden.
Dr. A. D.-P.

Anleitung zur Erlernung des Schachspiels.

(Fortsetzung.) Von B. G.

Wir haben uns nach Einprägung der in Nr. 6 gegebenen Regeln über den gewöhnlichen Gang der Schachfiguren mit einigen Besonderheiten der Figurenbewegung zu befassen.

Von der Regel, daß die Bauern nur einen Schritt vorwärts thun dürfen, gibt es eine Ausnahme: Von seiner Ausgangsstellung, auf a2, b2 u. s. w. bis h2 und a7, b7 u. s. w. bis h7, darf der Bauer, wenn es dem Spielenden beliebt, sowohl einen als zwei Schritte vorwärts thun, also nach a3, b3 u. s. w. bis h3, a7, b7 u. s. w. bis h7 oder nach a4, b4 u. s. w. bis h4, a6, b6 u. s. w. bis h6 gehen.

Steht ein feindlicher Bauer dem von seinem Ausgangsplatze zwei Schritte vorrückenden Bauer auf einer der dicht angrenzenden Vertikallinien so gegenüber, daß ersterer den letzteren schlagen könnte, wenn dieser nur einen Schritt thäte, so darf jener das Schlagen en passant (sprich — ohne die g am Wortschlusse deutlich hören zu lassen — ang passant, zu deutsch: im Vorbeigehen) vornehmen, indem er, grade als wenn der Feind nur einen Schritt vorwärts gemacht hätte, diesen nimmt und selbst einen Schritt in schräger Richtung vorrückt. Zum Beispiel, es stände auf a2 ein weißer Bauer in seiner Anfangsstellung und auf b4 ein schwarzer ihm gegenüber; nun ginge der weiße a2—a4, alsdann könnte der schwarze Bauer, wenn es dem betreffenden Spieler vortheilhaft erscheint, ihn ebensowohl ruhig auf a4 stehen lassen, als ihn en passant schlagen mit b4—a3 (Bezeichnung für das Nehmen), also b4—a3).

Der Bauer ist übrigens im Schachspiele keineswegs verdammt, unter allen Umständen zeitweilig Bauer zu bleiben. Hat er sich nämlich, ohne geschlagen zu werden, bis zur feindlichen Offizierlinie hindurchgekämpft, also: sind die Bauern von a2, b2 u. s. w. bis h2, vorgezogen bis a8 oder b8 u. s. w. und die Bauern von a7, b7 u. s. w. gelangt bis a1, b1 u. s. w., so kann sich der den siegreich vorgezogenen Bauern führende Spieler wählen, zu was für einem Offizier der Bauer avanciren soll, gleichviel ob zu einem Springer, Läufer, Thurm oder einer Dame. Dabei ist es auch gleichgültig, ob irgendwelche Offiziere bereits geschlagen sind oder nicht. So kann z. B. ein weißer Bauer, der in die schwarze Offizierlinie gelangt, sehr wohl zur Dame werden, wenn die weiße Dame selbst auch auf dem Brette ist; so daß der Fall vorkommen kann, daß die eine Partei, oder gar beide, mit 2, 3 Damen, 3, 4 Thürmen, Läufern oder Springern gleichzeitig agiren.

Ferner ist dem Könige in Gemeinschaft mit je einem Thurne in einem bestimmten Falle eine Ausnahmebewegung gestattet, nämlich: Steht die Felder zwischen einem noch nicht von seinem Platze bewegten König und einem gleichfalls noch nicht „gezogenen“ Thurne auf ihren Ausgangslinien, also den Linien 1 und 8, frei geworden — es sind dies die Felder f1, g1 oder f8, g8, oder h1, c1, d1 oder b8, e8, d8 — so dürfen König und Thurn in einem und demselben Zuge derart gehen, daß der König zwei Schritte nach der Seite des betreffenden freien Thurnes thut und der Thurn um den König herum an dessen andere Seite geht und sich auf das nächste Feld dicht neben diesen stellt. Diese Bewegung von König und Thurn nennt man die Rochade, und zwar die kurze Rochade (Bezeichnung o-o), wenn sie nach der h-Seite und die lange Rochade (Bezeichnung o-o-o), wenn sie nach der a-Seite hin erfolgt.

Es stellt sich also bei der kurzen Rochade seitens des Königs auf e1 und des Thurnes auf h1 der König auf g1 und der Thurn auf f1; bei o-o seitens des K. e8 und T. h8 stellt sich K. g8 und T. f8; bei o-o-o zwischen K. e1 und T. a1 stellt sich K. e1 und T. d1 und bei o-o-o zwischen K. e8 und T. a8 geschieht K. e8 und T. d8.

Dabei ist wohl zu bemerken, daß die Felder zwischen Thurn und König für diesen letzteren nur dann „frei“ sind, wenn sie weder von irgendeiner Figur besetzt sind, noch von einer Figur besetzt (beherrscht oder in Schach gehalten) werden. Steht z. B. ein schwarzer Läufer auf d4 und sind dabei die Felder e3, f2 von keiner Figur besetzt, so darf der Führer der weißen Figuren die kurze Rochade nicht vornehmen, da L. d4 K. g1 schlagen und so das Spiel sofort beendigen würde. Ebensowenig darf die Rochade stattfinden, wenn eines der Felder, welche der König überschreitet, von einer feindlichen Figur in Schach gehalten wird, wenn also z. B. ein weißer Springer e6 das Feld d8 beherrscht und so das Vorbeigehen des schwarzen Königs bei der Rochade nach e8 hindert.

Zum Schlusse dieses ersten Theils der Anleitung rathen wir nun unseren Lesern, erstens sich durch sorgfältige Beschäftigung mit jeder einzelnen Figur und wiederholte Bewegung derselben über das ganze Brett hin deren Gangart möglichst fest einzuprägen, zweitens auch jede der erwähnten Ausnahmen mit allen davon berührten Figuren von Weiß und Schwarz einzüben. Die dadurch zu erzielende überflüssige Beherrschung des Schachbretts wird sich in der Folge als unerlässlich bewähren.
(Fortsetzung folgt.)

Lösung des Räthfels in Nr. 9:
Lippe, Lappe.

Korrespondenz.

Magdeburg. A. S. M. Kunst ist die Darstellung des Schönen, Schönheit ist die völlige Befriedigung der Idee durch den Stoff, und mit anderen Worten die völlige Befriedigung der Materie durch die Idee, und die Idee ist die Vorstellung des nach allgemein menschlichen Begriffen Vollkommenen. — Werden Sie sich mit Ihren Freunden auf der Basis dieser Definitionen einigen können? — G. R. Nun wird es mit „des Schachspielers Berlegenheit“ doch aus sein? —

Norwich. Anonymus. Sie haben ganz verweirkt freie Ansichten über die Liebe! Was uns anbelangt, so haben wir vor solchen vermeintlich radikalsten Anschauungen auch nicht die mindeste Furcht — eine vernünftig, d. h. streng wissenschaftlich erzogene Menschheit wird sich Leben und Einrichtungen auch vernünftig zu gestalten wissen, und nur bei geistig tiefstehenden Menschengemeinschaften ist das Eintreten von Vorurtheilen und das Blaggreifen unvermeidlich, ja unnatürlicher Institutionen zu fürchten.

Verlangen. A. L. Wir besitzen das gewünschte Buch selbst nicht und glauben auch nicht, daß es im Buchhandel noch zu haben ist. Indessen dürften die öffentlichen Bibliotheken der großen Städte, wohl auch der meisten kleineren Universitätsstädte damit versehen sein.

Berlin. G. L. Die eingelobte Schachpartie ist nicht übel gespielt, indeß sind wir erlitten noch lange nicht soweit mit unserer „Anleitung“ vorgeückt, um ganz Parteien zu veröffentlichen, zweitens fehlt Ihrem Giuoco Piano doch noch verschiedenes zur Musterpartie. Einmal nämlich macht der Schwarz mit den Zügen 6, 7, 8 dem Weißen das Gewinnen doch gar zu leicht; ferner ist die Pointe, der weiße Königsspringer nach g5, die Dame im folgenden Zuge nach h5 u. s. w., eine sehr häufig vorkommende Wendung; dann war doch wohl im 13. Zuge für Weiß nicht L. h6: der stärkste Zug, sondern S. e3—e4 mit dem drohenden und gradezu tödtlichen S. e4—f6; endlich ist das Endspiel eine vollständige Parforcejagd, die Schwarz lange vor dem letzten Zuge hätte aufgeben können. Uebrigens möge Ihnen diese eingehende Kritik zum Beweise dienen, daß wir in Ihrer Partie allerlei hübsche Gedanken gefunden haben, denn wäre das nicht der Fall gewesen, so hätten wir lange nicht bis zum letzten Zuge beim Brette ausgehalten. Also auf Wiedersehen! — R. G. Sie haben mit Ihrer Vermuthung recht; nun ist alles Ihrem Wunsch gemäß gethan worden.

Frankfurt a. M. G. S. Die 25 Exemplare sind am 11. d. M. an Sie abgegangen. **Freib.** Hr. Ihrem Vater und Ihnen!

An die Einsender der Dabeinummern, welche die Geschichte von der „unfrischen Gründung“ enthalten! Es gibt eben noch sehr viele Leute, welche sich das „Mundus vult decipi“, die Welt will betrogen werden, ganz ernstlich zu Herzen nehmen. Uebrigens ist der Bekante von der „Aufhebung der Schmerzraft“ zwar sehr dumm, aber immer noch nicht das Dummste, was sich angebliche Kulturmenschen haben aufbieten lassen.

Neunkirchen b. Wien. Apotheker Franz Wilhelm. Die „R. Z.“ bringt für gewöhnlich gar keine Inzerate, am wenigsten aber solche, welche zur Anpreisung von Weheimmitteln dienen.

New-York. Redaktion der „Arbeiterstimme“. Besten Dank für die Zusendung.

St. Louis. A. D. W. **Freib.** Gruß und Dank für die eingelobte Arbeit.

(Schluß der Redaktion: Dienstag, den 11. December.)

Da mit der nächsten Nummer das erste Quartal des 3. Jahrgangs schließt, so ersuchen wir unsere Leser, das Abonnement rechtzeitig erneuern und für weiteste Verbreitung der „Neuen Welt“ sorgen zu wollen. Die Expedition der „Neuen Welt“.